



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gemäßen Anschauungen ausgetrieben und der Frau einen Lebenszweck gegeben hätten. Aber es wurden ihnen keine Kinder geboren, ein thätiges Leben blieb der jungen Frau versagt, sie fing an, Bücher zu kaufen und für fremder Leute Kinder Strümpfe zu stricken und Hemdchen zu nähen. Und Heinrich? Assessor Hering wurde Regierungsrat und „repräsentirte“ auf eigne Hand weiter in partibus infidelium. Er hatte mit der Wahl seiner Frau kein Glück gehabt trotz ihres Vermögens. Sie zeigte sich eben dem Verständnis für staatsmännisches Wesen unzugänglich und verbaute ihm seine Laufbahn. Denn daß er ohne sie Minister werden würde, war ihm nicht zweifelhaft.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Breslauer Parteitag. Von allen Parteitagen ist der sozialdemokratische der erträglichste. Neues vermag er zwar auch nicht mehr zu bringen — so weit zahlt er der Greisenhaftigkeit unsrer Zeit den schuldigen Tribut —, aber während auf den Versammlungen der herrschenden Parteien die bekannten Redensarten von Automaten heruntergeklappert werden, die dabei so wenig fühlen wie ein Hammerstein beim Preise der christlich-germanischen Tugend, sieht und hört man bei den Sozialdemokraten warme Menschen, die warm von menschlichen Dingen reden. Wenn Frau Zetkin die Lage des Proletarierweibes schildert, wenn Gehr aus Bremerhaven in die Hölle hinabsteigt, wo die Kohlenzieher der Dampfer arbeiten, und die um so furchtbarer wird, je komfortabler die Salons droben ausgestattet werden, und je rascher die Seeriesen zum Ziele fliegen, da könnte ein Tolstoi, ein Dostojewski Stoff zu einem Romane schöpfen, ein Bürger, ein Schiller, ein Freiligrath sich zu einem Gedicht begeistern lassen. Und wie interessant, wie neu in der Weltgeschichte ist doch eine große politische Partei, die aus lauter so armen Teufeln besteht, daß 3000 Mark Einkommen als das höchste Maß dessen, was ein Parteiführer zu beziehen berechtigt sei, erscheinen, daß der Glückliche, der sie bezieht, beneidet und bekrittelt wird, und daß die Forderung, daß darüber hinausgehende müsse gestrichen werden, auf jedem Parteitage erhoben wird! Und das in einer Zeit, wo die Gerichtsschreiber 3000 Mark Besoldung beziehen, die Brauereidirektoren 60= bis 100000 Mark einnehmen, und der Herr, der das unbefordete Ehrenamt eines Vorsitzenden der Tiefbauberufsgenossenschaft bekleidet, sich soeben die Entschädigung, die ihm für Zeitversäumnis gewährt wird, von 10000 auf 15000 Mark hat erhöhen lassen!

Wer weiß, wie lange wir diesen einzigen leidlich interessanten unter den im allgemeinen so öden Parteitagen noch genießen werden! Die Verhandlungen über den Hauptgegenstand, über das Agrarprogramm, beweisen, daß die Partei am Anfange ihres Endes angelangt ist; sie haben unsre in Heft 33 dargelegte Auffassung durchaus bestätigt. Die Partei kommt nicht mehr vorwärts, weil sie das mögliche Maß ihrer Ausdehnung erreicht hat. Sie ist die Partei der Industriearbeiter, und soweit diese nicht von übermächtigen Unternehmern oder durch den religiösen

Glauben gefesselt sind, gehören sie ihr an. Damit sie weiter wachsen kann, müssen die „Genossen“ aufs Land gehen, aber die Bauernschaft will von ihnen nichts wissen, und an die Gutsarbeiter können sie nicht heran. Da sind denn die um Bollmar, denen sich Bebel und Liebknecht aus taktischen Erwägungen angeschlossen haben, auf den Gedanken verfallen, den Bauern alles zu versprechen, was ihnen bisher die Agrarier, die Antisemiten und ein österreichischer Ackerbauminister versprochen haben, und noch einiges darüber. Sie hegen dabei den schlaun Hintergedanken, den Bebel in einer seiner Reden ausgeplaudert hat, daß die Verstaatlichung der Hypothekenschulden zusammen mit all den andern Verstaatlichungen die Besitzlosen nicht von ihrem Ziele ab-, sondern diesem auf einem Umwege zuführen werde. Zudem immer mehr Menschen unmittelbare Staatsbeamte und Staatspensionäre würden, werde der Staat demokratisiert; die Staatsgewalt erweitere zwar ihr Gebiet, werde aber zugleich durch die Masse ihr eingegliedert demokratischer Elemente geschwächt, und eines Tages werde die demokratische Republik aus der kraftlos gewordenen monarchisch-plutokratischen Hülle herauskriechen, wie die Schlupfwespe aus der erstorbenen Haut der Raupe, deren Fleisch sie als Made aufgefressen hat. Die Doktrinäre der Partei dagegen, namentlich Kautsky, Schippel und Frau Zetkin, wollen sich auf diesen groben Bauernfang nicht einlassen. Sie bleiben dabei stehen, daß nach dem orthodoxen Marxismus der Kleinbetrieb, auch der bäuerliche, dem Untergange geweiht sei, und daß es widersinnig sei, diesen drohenden Untergang, die Bedingung für die Verwirklichung des sozialistischen Ideals, durch Bauernschutz aufhalten zu wollen; sie konnten auch den taktischen Grund für sich anführen, daß es die bisherigen Träger der Bewegung, die industriellen Lohnarbeiter, abstoßen müsse, wenn man die Existenzsicherheit, die ihnen nicht gewährt werden kann, den Bauern verspreche, und die Abstimmung gab der Opposition Recht, denn der erste, die Ablehnung des Programms aussprechende Teil von Kautskys Resolution wurde mit 158 gegen 63 Stimmen angenommen, der zweite Teil aber mit allen gegen eine Stimme. Dieser Teil spricht der Hauptsache nach das aus, was die schneidige Frau Zetkin ein wenig spöttisch geraten hatte, die Herren vom Parteivorstande möchten die Agrarfrage erst studieren, ehe sie sich aufs Probieren verlegten.

Auf die Einzelheiten der sehr interessanten, aber auch sehr ausgedehnten Debatte können wir an dieser Stelle nicht eingehen. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß die Gegner gegen die Parteidoktrin: Bebel, Liebknecht, Duard und namentlich David, der die Landwirtschaft besser kennt als alle übrigen, in landwirtschaftlichen Dingen ein richtigeres Urteil bekundeten als die Doktrinäre. Die Waldgerechtigkeiten der Bauern z. B. verurteilte Schippel so unbedingt, wie es kaum der ärgste Forstfanatiker thun würde; selbst gewiegte Sachverständige, wie der Forstmeister Schwappach, stehen darin weit mehr auf der Seite der Bauern. Die Doktrinäre wollen sich auf die Agitation unter den ländlichen Arbeitern beschränken, die sich jedoch die Gutsherren wohl nicht gefallen lassen werden, und wollen warten, bis die Bauern proletarisiert sein werden und ihnen von selber zufallen. Darauf können sie lange warten, auf so lange wird die Begeisterung und Opferwilligkeit der sozialistischen Industriearbeiter nicht vorhalten. Um die Wette mit den Agrariern malen uns die Sozialisten das Elend des Kleinbauern aus, der gern mit einem Knechte tauschen würde. Ja, warum tauscht er nicht? Warum wird jeder Knecht, wenn er sich ein paar hundert Mark gespart hat und Acker zu kaufen bekommt, selber Kleinbauer? So elend wie heute und noch elender hat es der Kleinbauer schon vor fünfzig Jahren getrieben; selbst zu der Zeit, wo die Butter zwei Groschen kostete, hielt es die Stellenbesitzerin für sündhafte Ver-

schwendung, von ihrer eignen Butter zu essen, und bestrich ihren Kindern das Brot nur mit Rübensaft oder Birnenmus. Und doch sind diese Leute nicht fortgelaufen. So werden sie auch in Zukunft nicht fortlaufen. Bauern laufen nur dann fort, wenn sie, wie in England, Schottland und Italien, mit dem Bajonett fortgestoßen werden. In Deutschland ist es nun zwar schon vorgekommen, daß sie die Flinte aus dem Walde, von dem sie vor Gott und dem Recht Mitbestitzer sind, fortgetrieben hat, und eine der verbündeten Regierungen hat das soeben ganz in der Ordnung gefunden, aber daß man ihnen ihre Hütten über dem Kopfe anzündet — nein, das haben sie in Deutschland nicht zu fürchten, und so werden sie denn auf ihrer Scholle bleiben.

Mit der Feststellung dieser Thatfachen ist aber das rote Gespenst so gründlich gebannt, daß es sich an den „Gescheecheverein“ der Fliegenden Blätter wenden müssen, um noch weiter umgehen zu können. Selbst wenn die Zahl der Sozialdemokraten doppelt so groß und die unsrer Soldaten nur halb so groß wäre, als sie ist, wäre der Versuch einer Revolution ein wahnsinniges Unternehmen; an die Verdoppelung der Zahl der Genossen ist aber eben nicht zu denken. Das werden ja nun auch alle Staatserhaltenden triumphierend „konstatiren,“ aber das wird sie nicht hindern, gleichzeitig Ausnahmegeetze oder Verschärfung der Vereins- und Strafgesetze im allgemeinen zu verlangen. Die Norddeutsche Allgemeine schreibt in einer Polemik gegen die Christlich-Sozialen, der Kampf gegen die Sozialdemokraten gelte nur den politischen Umsturzbestrebungen; für die Förderung seiner Interessen werde dem Arbeiter der freieste Spielraum gewährt. Der Verfasser des Artikels scheint die letzten zwanzig Jahre auf dem Mars gewohnt zu haben, sonst müßte er doch wissen, daß Lohnangelegenheiten — und die sind das Hauptinteresse des Arbeiters — für öffentliche Angelegenheiten erklärt, und Vereine, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, als politische Vereine behandelt werden, daß der Boykott als grober Unfug bestraft und gegen streikende Arbeiter Militär aufgeboden wird. Hätten unsre Arbeiter die englische Koalitionsfreiheit, so könnten sie sich, gleich ihren englischen Genossen, auf ihre Gewerkschaftsangelegenheiten beschränken; da sie sie nicht haben, so bleibt ihnen nichts übrig, als eine den herrschenden Parteien feindliche politische Partei zu bilden und sich das Recht, das ihnen verweigert wird, zu erkämpfen. Zwar werden sie in diesem Kampfe nichts ausrichten, und unsre Staatsverfassung wird sich bis zu dem in Crispi und Badeni\*) verkörperten Regierungsabsolutismus zurückentwickeln; dennoch werden unsre Arbeiter, die weder Fische noch Schafe, sondern warmblütige Deutsche sind, sich ihrer Haut wehren, solange noch Leib und Seele, Haut und Knochen zusammenhalten.

Ein Trost bleibt ihnen bei aller Plage, daß sie von der Regierung außerordentlich hoch geschätzt werden. Während das preußische Staatsministerium erklärt, es sei unter seiner Würde, die Redakteure der Zukunft und der Deutschen Tageszeitung wegen der gegen den Minister von Bötticher gerichteten Verdächtigungen

\*) Die gewaltthätige Wahlmache der Regierung bei den letzten galizischen Landtagswahlen übersteigt alles, was die Weltgeschichte in diesem Artikel aufzuweisen hat. Dr. Franko erzählt in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ ein paar Duzend Fälle und versichert, daß es in 69 von den 74 Wahlkreisen des Kleingrundbesitzes so zugegangen sei. Die Antwort Badenis hat in der Konfiskation der Nr. 53 der Zeit bestanden. Wir sind neugierig, ob unsre polenfreundlichen Blätter, die bisher immer so gern von den Unthaten der galizischen Schlächter, von den armen unterdrückten Bauern und den verfolgten Ruthenen erzählt haben, sich nicht noch dazu entschließen werden, den sensationellen Artikel abzdrukken.

zu verklagen (die Hamburger Nachrichten hat es anzuführen vergessen), hat der Ministerpräsident in die Verfolgung des sozialdemokratischen Redakteurs Neukirch in Breslau gewilligt, der das preußische Staatsministerium durch eine Kritik seines Verhaltens gegenüber den agrarischen Ansprüchen beleidigt haben soll. Das Staatsministerium mißt also dem Urteil des Sozialdemokraten Neukirch ein bedeutend höheres Gewicht bei als dem des Herrn Harden und der Herren von der Deutschen Tageszeitung. Seinerseits kann es sich ein wenig über die Wertschätzung beschweren, die es selbst bei dem Breslauer Gerichtshofe genießt, denn Neukirch ist bloß zu dreihundert Mark Geldstrafe verurteilt worden, während die Beleidigung von Gendarmen, Schutzmännern und Nachtwächtern nicht selten mit Gefängnis geahndet wird.

Die Ehre und der Zweikampf. Zu dem Aufsatz über diesen Gegenstand im 33. Heft sendet uns ein höherer Offizier folgende Gegenbemerkungen.

„Die Ehre eines Menschen ist nichts mehr und nichts weniger als eine Meinung, die andre Menschen von ihm haben,“ und „Es kann nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden, daß die Ehre nur in einer Meinung anderer Menschen besteht,“ so sagt wörtlich der Herr Verfasser des angeführten Aufsatzes. Ja, wer die Ehre so einseitig, so äußerlich auffaßt, der hat freilich leichtes Spiel mit der Behandlung der vielen zarten und schwierigen Fragen, die den Ehrenpunkt betreffen, der wird auch leicht mit Ehrenkränkung und Beleidigung fertig und erklärt den Zweikampf für ein „höchst überflüssiges Übel.“ Wenn die Ehre weiter nichts wäre als guter Leumund, dann wäre es wahrlich eine Narrheit, das Leben für sie in die Schanze zu schlagen, dann wäre allerdings der vom Verfasser an die Spitze gestellte Ausspruch: „Über das Leben geht noch die Ehre“ ein „schwer verständlicher ritterlicher Glaubenssatz.“ Aber die Ehre, die wahre Ehre, ist unendlich viel mehr, sie ist ein persönliches Heiligtum des Mannes, ist sein höchstes irdisches Gut. Ehre ist die auf dem Bewußtsein strenger Rechtschaffenheit und höchsten Pflichtgefühls beruhende Selbstachtung. Dies die eine Seite der Ehre, die sie zum persönlichen Heiligtum macht. Die andre Seite ist: ich kann und muß verlangen, daß mir niemand diese auf dem Bewußtsein meines sittlichen Wertes beruhende Achtung versage. Die Ehre des Einzelnen wird zur Standesehre, indem die Glieder eines Standes, einer Genossenschaft, z. B. des Offizierkorps, gemeinsame Grundanschauungen, gemeinsame Pflichten haben, und indem jeder für die Ehre der Genossenschaft, die Genossenschaft für die Ehre des Einzelnen mit einsteht. So ist die Ehre allerdings immer ein zweischneidiges Etwas; sie ist nicht bloß ein persönliches Heiligtum, sondern sie bringt uns dadurch, daß wir ihre Aufrechterhaltung auch nach außen hin beanspruchen müssen, in einen gewissen Gegensatz zu andern Menschen. Wir sind zuerst auf der Wacht gegen uns, damit wir unsre Ehre rein halten, aber natürlich auch auf der Wacht nach außen, daß niemand unsre Ehre schädige. Sache jedes echten Ehrenmannes ist es, daß er dem Publikum durch sein ganzes Verhalten den Beweis liefert, daß er die wahre Ehre sein eigen nennt, nicht ein Zerzbild, die wahre Ehre, die die Erfüllung aller christlichen und sittlichen Pflichten als unerläßliche Vorbedingung ihrer Berechtigung in sich schließt. Solche Ehre geht über das Leben und wird darüber gehen, solange es noch Männer giebt, die Höheres kennen und schätzen, als Besitz und materielles Wohlbehagen.

Als ernster Christ wird man sagen müssen, daß wir Menschen, solange Sünde und Schuld unser Erbteil bleiben, das Duell als ein ebenso beklagenswertes, aber auch ebenso notwendiges Übel anzusehen haben wie den Krieg. Wer leichtsinnig

und frevelhaft den Krieg vom Baune bricht, ist ebenso schuldig wie der Raufbold, der mutwillig den Zweikampf herbeiführt. Aber in ernstern Konflikten, aus denen es für den ehrliebenden Mann keinen andern Ausweg giebt, weil sich seine Ehre, sein höchstes irdisches Gut, ebenso im Stande der Notwehr befindet, wie das Leben eines zur Selbstverteidigung gezwungenen Menschen — in solchen Konflikten bleibt der geregelte Zweikampf nicht nur die ritterlichste, sondern auch die sittlich am meisten zu rechtfertigende Sühne. Die wüsten Kaufereien des Stegreifrittertums waren ebenso verwerflich wie die Duellwut der Kavaliere des achtzehnten Jahrhunderts. Ebenso wenig wird man es billigen, wenn heutzutage in manchen Parlamenten politische Gegensätze zu widerlichen und unritterlichen Zweikämpfen führen. Traurig und beklagenswert sind Duelle, die von der sittlichen Verkommenheit gesellschaftlicher Zustände Zeugnis ablegen, Duelle, die auf die Zerrüttung von Ehe und Familie ein häßliches Licht werfen. Ebenso kann giftige Mißgunst und niedrige Rachsucht das Duell zum gemeinen Morde stempeln. Die Ehrengerichte, wie sie in den deutschen Offizierkorps bestehen, bürgen dafür, daß leichtfertige und unritterliche Zweikämpfe nicht vorkommen, daß, wenn irgend möglich, eine andre Sühne an die Stelle des Duells tritt. Solche Ehrengerichte wären für alle Stände und Genossenschaften zu wünschen: sie würden zur Verminderung der Duelle wesentlich beitragen. Aber der Ehrenmann tritt mit seinem Leben für seine Ehre ein, wenn diese so verletzt worden ist, daß ihm kein andres Mittel übrig bleibt. Er tritt seinem Gegner gegenüber Auge in Auge, nicht aus Rachsucht oder niedriger Rauflust, sondern um zu zeigen, daß ihm seine Ehre höher steht als sein Leben, daß er mit seiner ganzen Person für seine Worte und für seine Handlungen einsteht. Ebenso vermag er im umgekehrten Fall einem von ihm beleidigten die schuldige Genugthuung nicht zu versagen. Solange das Gesetz dem Beleidigten keine andre Genugthuung zu gewähren vermag als eine dem Beleidiger anferlegte Geldbuße, solange es keine allgemein anerkannten, mit besondern Machtvollkommenheiten und Befugnissen ausgestatteten Schiedsgerichte giebt, denen sich die Streitenden willig fügen, weil sie der gerechten Sühne gewiß sein dürfen, so lange wird der ehrliebende Mann das Duell als ultima ratio nicht entbehren können. Wo sich die Duelle häufen oder in Kaufereien ausarten, da zeugen sie von Verwilderung der Sitten; wo sie aber ganz aufhören, da ist es mit dem feinen Ehrgefühl abwärts gegangen. „Die Ehr ist seine Braut, ihm angetraut vom Himmel,“ heißt es im Soldatenliede von 1812, und „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre,“ sagt Schiller. Sollte die Ehre, von der die Besten unsers Volkes gesungen haben, nichts besseres sein als eine „Meinung, die andre Menschen von uns haben“?

Wer gottlos und gewissenlos,  
 Der ist auch bar der Ehre —  
 Und nur wer rein und tren und wahr,  
 Des Ehrenschild bleibt spiegelklar:  
 Kühn möge dem Verleumder wehren,  
 Wer selbst sich hält in Zucht und Ehren.

Der Einsender dieser Entgegnung hat offenbar die Absicht gehabt, nachzuweisen: erstens, daß die Ehre etwas andres sei, und was sie andres sei als eine Meinung andrer Menschen; zweitens, daß der Zweikampf ein unentbehrliches Mittel sei, sie wiederherzustellen. Nach der Ansicht des Einsenders ist die Ehre auf der einen Seite die hohe Meinung, die man über sich selbst hegt, weil man sich

bewußt ist, ein rechtschaffner, pflichtgetreuer Mensch zu sein. Das ist sie aber eben nicht, da sie nicht das Verhältnis des Einzelnen zu sich selbst, sondern zu andern Menschen betrifft; sonst wäre es undenkbar, wie sie von andern verlehrt werden könnte, da die Meinung, die jeder von sich selbst hat, doch nicht durch das beleidigende Verhalten andrer verschlimmert oder in ihr Gegenteil verkehrt werden kann.

Auf der andern Seite soll die Ehre das Recht und die Pflicht sein, zu verlangen, daß einem niemand die Achtung, die man in dem Bewußtsein seines sittlichen Wertes vor sich selbst hegt, versage, also Mißachtung zu erkennen gebe. Damit ist weiter nichts gesagt, als daß, wer solches thut, d. h. jemanden beleidigt, Strafe verdiene, die herbeizuführen der Beleidigte nicht allein befugt, sondern sogar seiner Ehre schuldig sei. Über das Wesen dieser Ehre aber hat der Einsender keinerlei Aufschluß gegeben. Infolgedessen ist er natürlich auch außer stande gewesen, den zweiten Teil des Beweischemas — Rechtfertigung des Zweikampfs — zu erledigen. Was er im übrigen ausführt, beschränkt sich, soweit es den Darlegungen des Aufsatzes in Heft 33 entgegensteht, auf Wiederholungen der allgemein bekannten Sätze des ritterlichen Ehrenglaubens. Diese scheinen uns aber in jenem Aufsatz eine erschöpfende Beurteilung erfahren zu haben.

Nochmals die pädagogischen Universitätsseminare. Da die falsche und beschämende Voraussetzung des Aufsatzes im 39. Hefte, als ob unsre gebildeten Väter nicht mehr Zeit und Geschick hätten, ihre Söhne zu erziehen, und deshalb diese Aufgabe von den Lehrern der höhern Schulen mit übernommen werden müßte, schon im vorigen Hefte gebührend zurückgewiesen worden ist, so können wir uns das hier ersparen. Es wird heute freilich viel von „erziehendem (oder noch lieber »erziehllichem«) Unterricht“ geredet, aber das ist eine Begriffsvermengung, wie deren heute so manche beliebt sind. Erziehung und Unterricht sind grundverschiedne Thätigkeiten; die eine will den Charakter bilden, die andre will Kenntnisse und Fertigkeiten übermitteln. Kein verständiger Mensch wird leugnen, daß eine charaktervolle Lehrerpersönlichkeit auf die Schüler auch einen gewissen erzieherischen Einfluß ausüben kann. Aber das Haupterziehungsgeschäft fällt dem Hause zu und wird ihm immer zufallen; was die Schule dazu beiträgt und beitragen kann, ist wenig.

Damit ist aber die Notwendigkeit pädagogischer Universitätsseminare nicht widerlegt. Nicht erziehen, wohl aber unterrichten sollten die Studenten in solchen Seminaren lernen. Daß unsre Volksschullehrer den Lehrern an den höhern Schulen in der Unterrichtsmethode vielfach überlegen sind, darüber kann doch gar kein Zweifel sein. Der junge Volksschullehrer hat eben unterrichten gelernt, der junge Gymnasiallehrer nicht; der knüpft, wenn er nach Abschluß seiner Universitätszeit als Probelehrer seine ersten Lehrversuche macht, gewöhnlich nur an die Erinnerungen aus seiner eignen Schulzeit an. Hat er ein gewisses natürliches Geschick, so macht er als Lehrer leidliche Geschäfte; ist er ungeschickt, so kann er den Karren gleich von vornherein so verfahren, daß er ihn sein Lebtag nicht wieder ins richtige Gleis bringt, und das bloß, weil er — nicht unterrichten gelernt hat.

Wer als Vater gleichzeitig mehrere Söhne auf einer höhern Schule hat und zu Ostern gewissenhaft deren öffentliche Prüfungen besucht, der kann da manchmal merkwürdige Erfahrungen machen. Es kann ihm begegnen, daß er einen ganzen Vormittag lauter Lehrer zu hören bekommt, die von den elementarsten Anforderungen, die an eine richtige Katechese zu stellen sind, keine Ahnung haben; die z. B. alle mit einander den Fehler machen, erst den Jungen aufzurufen und dann die

Frage zu stellen. Wenn sie das auch im Unterricht thun, wie man doch annehmen muß, so kann man sich ungefähr vorstellen, wie es in ihren Stunden zugehen mag: der Aufgerufne ist beschäftigt, die andern träumen inzwischen oder treiben sonst etwas. Es kann einem ferner begegnen, daß ein Geschichts-, Geographie- oder Naturgeschichtslehrer auftritt, der nicht eine einzige bestimmt gefaßte Frage stellt, auf die der Junge eine ebenso bestimmt gefaßte Antwort geben könnte, sondern eine ganze Stunde lang selber redet und nur von Zeit zu Zeit einmal in seiner Rede ein kleines Loch läßt, in das bald von dem, bald von jenem Jungen ein Wort eingeschoben wird, wie die aufstüpfenden Stifftchen in die Drehscheibe eines Aristons. Man kann weiter mit anhören, wie beim Übersetzen eines griechischen oder römischen Schriftstellers der aufgerufne Junge, nachdem er kaum drei oder vier Worte gesagt hat, vom Lehrer unterbrochen und gestört wird, und nun so in einem fort. Zu einer einigermaßen glatten und zusammenhängenden Übersetzung kommt es gar nicht. Die ganze Unterhaltung zwischen Lehrer und Schüler ist eine Quälerei für beide wie für die Zuhörer. Wie befriedigend und erfreulich könnte sich solcher Unterricht gestalten, wenn sich der Lehrer, ehe er den Jungen übersetzen läßt, durch ein paar Fragen vergewisserte, ob er auch die und die Verbalform richtig erkannt, die und die Satzverbindung richtig verstanden, das und das Wort in seiner besondern, vielleicht übertragenen Bedeutung richtig aufgefaßt hat! Und noch etwas: man hört jetzt bisweilen behaupten, in den Lehrerkollegien unsrer höhern Schulen stürben die „Originale“ aus, die uns in unsrer eignen Schulzeit so viel Vergnügen gemacht haben. Eine ganz irrige Meinung. Es giebt unter den Lehrern an unsern höhern Schulen heute noch genau so viel „Originale“ wie früher, wenn nicht mehr; es bilden sich ja immer wieder neue aus! Die Hauptschuld daran trägt aber der Umstand, daß die jungen Leute in den Jahren, wo sie am meisten in Gefahr sind, sich in gewisse Schrullen zu verrennen, sich gewisse Manieren anzugewöhnen, nirgends jemand finden, der sie davor behütet. Welchen Nutzen würde hier ein Seminar stiften! Es giebt gar keine bessern und strengern Kritiker als die jungen Leute unter einander. Aber diese Kritik muß dauern. Wenn, wie es jetzt geschieht, ein Student einmal im Halbjahr eine Schulstunde hält und vielleicht noch zwölf- bis fünfzehnmal dabei sitzt, wenn andre eine halten, so hat er davon nur wenig Gewinn. Ordentlich unterrichten lernen, die größten Fehler vermeiden lernen, sich selbst beherrschen und alle Neigung zu unangenehmen oder lächerlichen Angewohnheiten bekämpfen lernen — das kann er nur in einer Übungsschule. Dort lernt ers aber auch. Lehrer, die durch eine Übungsschule gegangen sind, werden ganz gewiß keine „Originale.“ Daß die Leiter solcher Übungsschulen nicht aus den Kreisen der Universitätsprofessoren, sondern aus den Kreisen der Schulmänner zu holen wären, halten wir für selbstverständlich.

Das Prügeln in der Schule. Die Schilderung, der, wie es scheint, namentlich in bairischen Schulen herrschenden Prügelwirtschaft bestätigt die von mir wiederholt ausgesprochene Ansicht, daß unser heutiges Geschlecht an einer Verküppelung, Verschrobensheit und Fälschung der sittlichen Empfindungen leide. Es gehört dazu die Unempfindlichkeit gegen die Leiden der Kinder und die Gleichgültigkeit, mit der Kindermißhandlungen angesehen werden, die den alten Völkern unbekannt waren und den Naturvölkern noch heute unbekannt sind, dann der gänzliche Schwund aller Ritterlichkeit, indem das Lozspauen auf Schwache und Wehrlose, in der Schule, in der Politik und sonst, als etwas besonders löbliches gepriesen wird, die ungeheuerliche Zumutung, daß wir es als Revolution und als

einen Angriff auf die göttliche Weltordnung ansehen sollen, wenn die Geschlagenen schreien und schimpfen oder gar sich ein wenig wehren und andres mehr.

In Sachen der Schulprügel kann ich aus eigener Erfahrung einiges beibringen. In den ersten Jahren meiner Schulpraxis habe ich den Stock nur wenig gebraucht. Dann kam ich einmal in die Lage, eine obere Knabenklasse in Ordnung bringen zu sollen, in der Unordnung eingerissen war. Der Lehrer prügelte sehr viel, und sein Unterricht war ledern; die Jungen befanden sich im Zustande der Revolution gegen ihn. Ich glaubte den Umständen gemäß ebenfalls prügeln zu müssen, aber weil mein Unterricht anregend war und die Schüler mich sonst gern hatten, ließen sie sich die Prügel ohne Versuch der Unbotmäßigkeit gefallen. Einigemal, in dieser Klasse und in Privatstunden, überschritt ich das Maß, und das brachte mich zur Besinnung. Es waren besonders drei Fälle, die mich bekehrten. Das einemal hatte ich einen Knaben, dem nichts in den Kopf wollte, auf die Hand geschlagen. Es war kein zartes Kind, sondern ein derber dreizehnjähriger Bursche mit Hornhaut auf der innern Handfläche. Sein Vater kam zu mir und stellte mir in ganz vernünftigen Worten meine Unvernunft vor. Ich versetzte mir selbst einen nur mäßigen Schmiß auf die linke Hand und wußte nun erst, wie es thut, und daß die Handschmisse eine barbarische Grausamkeit sind. Von da ab schlug ich bloß noch über den Rücken. Da kam eines Tags der ältere Bruder eines meiner Privatschüler zu mir und sagte mir, daß man beim Waschen auf dem Rücken des Knaben blaue Striemen gefunden habe. Noch dazu war es ein herzenguter und ziemlich zarter Junge. Ich schämte mich fürchterlich, und da ich wenige Minuten nach der Unterredung in der Kirche eine Anrede zu halten hatte, deren Inhalt mit der von mir geübten Praxis im schroffsten Widerspruch stand, so kam ich mir vor wie ein entlarvter Heuchler und ertappter Verbrecher. Ein drittes mal betraf es einen noch zarteren und dabei seelisch ungemein feinfühligem kleinen Jungen. Ich hatte ihm nur einen Schlag über den Rücken versetzt. Da schwänzte er die nächsten Stunden aus Furcht; seine Eltern belog er. Es war der erste Schlag, den er in seinem Leben bekommen, und die erste Lüge, die er gesprochen hatte; ich hatte ihn zum Lügner gemacht. Seitdem habe ich, zwei außerordentliche Fälle ausgenommen, nicht mehr geschlagen, und es ging auch ein paar Jahre noch ganz gut, obwohl mir die zunehmende Schwerhörigkeit die Aufrechterhaltung der Disziplin immer mehr erschwerte.

Ich kannte einen jungen Lehrer, der nicht gerade ein ausgezeichnete Charakter, aber ein äußerst geschickter Pädagog war; er hat überall die glänzendsten Erfolge erzielt und niemals einen Schlag ausgeteilt. Seine erste Stelle war auf einem Dorfe, dessen Jugend durch ihre Robheit berüchtigt, und wo bei dem alten Vorgänger der Unterricht eine beständige Prügelei gewesen war. Als er das erstemal in die berüchtigte Knabenklasse trat, war das erste, was er that, daß er den Haselstecken zerbrach und zum Fenster hinauswarf. Von der ersten Stunde ab war die Klasse in Ordnung. Dann kam er an denselben Ort, von dem ich oben sprach; er war der Vorgänger des unfähigen Lehrers und wirkte mit demselben Erfolg nach derselben Methode. Nach jenem unfähigen kam wieder ein anderer tüchtiger, der, als man ihn fragte, wie er mit den schlimmen Duben fertig würde, zur Antwort gab: Was wollt ihr denn, es sind ja ganz prächtige Jungen!

Prügel sind ein Nothbehelf unfähiger Lehrer und nützen auch diesen nichts. Sie und da läßt sich auch ein besserer dazu verleiten durch die Angst vor den Aufsichtsbehörden, die unvernünftigerweise fordern, daß der Lehrer alle Kinder gleich weit bringe, was natürlich ganz unmöglich ist.

K. J.

Die Sünde wider den heiligen Geist. Da sich die dramatischen Erzeugnisse unsrer Jüngsten auf den festen Bühnen noch kein Bürgerrecht erworben haben, muß man den Wandertruppen, die diese Gattung von Werken pflegen, gewiß dankbar dafür sein, daß sie uns überhaupt damit bekant machen. So hat uns jetzt wieder Herr Meßthaler mit dem Personal des Deutschen Theaters in München im Leipziger Carolatheater die Bekanntschaft verschiedner höchst moderner Stücke verschafft. Das leere Haus, vor dem die Truppe spielen mußte, ist, so unerfreulich es auch den Schauspielern sein mag, ein gutes Zeichen, und von den wenigen Leuten, die drin waren, kam auch nur die Hälfte begeistert, die andre kopfschüttelnd heraus. Mich lockte der Titel eines einaktigen Dramas von Julius Schaumberger hinein: Die Sünde wider den heiligen Geist. Religion und Christentum sind ja in den meisten dieser Stücke Dinge, die nur mit Achselzucken und Lächeln erwähnt werden. Hier, dachte ich, würde vielleicht einmal ein ernsthafter Angriff gegen unsern Glauben gerichtet werden. Denn so unzufrieden die Modernen mit ihm sind, mit Achselzucken und Lächeln ist doch nichts gethan, und die wimmernden Redensarten des Johannes Vockerath in Hauptmanns Einsamen Menschen werden niemand bekehren. Aber schon ehe der Vorhang aufging, wurde ich bedenklich. Ich fürchtete Mißverständnisse. Hat doch schon Lessing im Nathan die Sünde wider den heiligen Geist für ein nicht recht klares Ding erklärt, und Hauptmann läßt in seinem Hannele gar von „Sünden“ wider den Geist die Rede sein und rechnet darunter auch den Selbstmord. Was würde nun, dachte ich, hier zum Vorschein kommen? Die Handlung des Stückes ist, wie zu erwarten, der Alltagsmisere entnommen. Ein junger hypergenialer Dichter, der verstoßene Sohn eines Regierungsrats und Sänger der im Nickschischen Stile gehaltenen „Lieder des Borns,“ hat mit seiner Geliebten bei einem Maler Zuflucht gefunden, der den himmelstürmenden Freund vergöttert und „an ihn glaubt.“ Da aber der Staatsanwalt dem Dichter auf den Fersen sitzt, kommt der Herr Regierungsrat, um den „verlorenen Sohn“ zu bekehren. Dieser entschließt sich auch endlich zum Widerruf, um das bräutliche Glück seiner Schwester nicht zu stören durch die Schande, die er der Familie bringen könnte. Das ist ein edles Motiv, aber mit der Geschwisterliebe würde der arme Dichter dem nun nicht mehr an ihn glaubenden Maler so wenig imponiren, daß er das ihm gegenüber nicht einmal als Grund seiner Umkehr zu nennen wagt. (Oder habe ich es nur überhört? Das ist möglich, da man vom Souffleur oft mehr verstand als von den Schauspielern; so ein doppelt gehörtes Stück ist übrigens für die Ohren gerade so angenehm wie für die Augen ein Druckbogen, der sich in der Presse verschoben hat.) Jedenfalls erscheint der Dichter dem Maler als lappiger Feigling, er trennt sich grollend von ihm und schließt das Stück mit dem Rufe: „Die Philisterherrlichkeit hat wieder einmal gesiegt!“ Was soll nun das Ganze? frage ich mich. Will uns der Dichter den unhaltbaren Unsinm der Philosophie vom Übermenschen zeigen, so ist ihm das gut gelungen. Aber der Maler ist ja sein Held, das edle Motiv fällt unter den Tisch, der geniale junge Mann verachtet den zur Philisterei, d. h. zur Vernunft zurückkehrenden Freund. Also sollen wir uns für den überzeugungstreuen Maler begeistern. Dazu hat mich der Dichter nicht bringen können. Und nun die Hauptsache: die Sünde wider den Geist. Es war also wirklich wieder ein neues Mißverständnis. Die einzig unvergebbare Sünde ist für den jungen Maler die, seine Überzeugung zu verleugnen. Aber die Wendung ist ihm nicht wild, das Unvergebbare ist ihm nicht tertium comparationis, nein, dieses Widerrufen des im „heiligen Born“ gesungnen soll thatsächlich die Sünde wider den Geist sein. Diese Be-

nutzung und Auslegung eines der tiefsten und herrlichsten Worte Jesu muß geradezu als ein Unfug bezeichnet werden. Ist denn das Wort nur wirklich so schwer zu verstehen? Wir wollen das unfüge thun, eine neue mißlungne Exegese in der modernen Kunst zu verhüten. Jesus stellt die Lästerung wider den heiligen Geist gegenüber allen andern Sünden, auch der Lästerung gegen seine eigne menschliche Person; die eine Sünde, die unvergebbar ist, ist der Widerstand gegen den göttlichen Geist, der in Christi Wort, im Evangelium zu uns kommt. Wer also das Heil, die Seligkeit abweist, der allein ist unselig. Gewiß das klarste, tiefste, göttlichste Religionsprinzip, das man sich denken kann. Aber aus dem „göttlichen Geist“ den „Geist“ zu machen, und unter diesem Geist dann den Geist einer unsinnigen Philosophie zu verstehen, sodaß aus dem Widerstand gegen die eigne Seligkeit ein Widerstand gegen eigne Verblendung gemacht wird, das ist doch wirklich gelinde gesagt Unfug.

Und nun zwei Bitten an die, denen es Ernst ist mit ihrer neuen Weltanschauung. Das fortwährende Achselzucken ist kindisch, die Phantasie giebt dem Dichter Freiheit. Ihr stellt uns eure Übermenschen in einen traurigen Alltagskonflikt und laßt ihn elend darin umkommen. Soll uns das befehren? Schmeiße doch einmal einer im Geiste die alte Welt zusammen und schildre uns das Elysium im Reiche der Übermenschen frei von den Fesseln der Tradition! Was man uns bisher geboten hat, ist nur bedauerlich, vor allem ist bedauerlich daran die Erwartung, daß solches Gerede den Glauben, von dem wir leben, antasten könne.

Und dann, wir müssen immer wieder fragen: Wo soll es mit unsrer Kunst hin? An einem Abend mit dem Schaumbergerschen Stück sah ich die „tragische Szene“ von Oskar Panizza: Ein guter Kerl. Ich mußte immer denken: Was würde Lessing sagen, wenn man den einmal vor so ein Machwerk hinsetzte! Ein elender Sohn und seine gute Mutter (sie glauben freilich, völlig gleiche Charaktere zu sein) reden eine halbe Stunde lang von allem Tod und Teufel. Freilich zieht sich durch alles hindurch der Haß des Sohnes gegen seinen jüngern Bruder. Dieser, ein zart besaiteter Astronom, hat sich eine kleine Erbschaftsunterschlagung zu schulden kommen lassen, und diese Gelegenheit benutzt der Bruder, um ihn durch einen schändlichen Brief, den er ihm durch dritte Hand zugehen läßt, zu nötigen, sich irgendwie zu drücken, am besten nach Amerika. Am Ende bekommt man allmählich die Gewißheit, daß der Brief bereits in der Nebentube liegt, also beim Bruder angekommen ist. Und dieser „gute Kerl“ schießt sich, sowie er den Brief gelesen hat, drüben tot. Sein jämmerliches Stöhnen und das auf die Polizei eilende Dienstmädchen tragen sehr zur Vervollkommnung der tragischen Stimmung bei. Übrigens erwartet man den Pistolenschuß schon das ganze Stück hindurch. Man wird gründlich darauf vorbereitet, was für schwache Nerven sehr heilsam ist. Eins hat der Dichter geleistet: er hat uns, vielleicht ohne seinen Willen, in dem ältern Bruder die widerwärtigste Figur gezeichnet, die wohl je auf einer Bühne gesehen worden ist, einen Brudermörder, bei dem alles so teuflisch „ordentlich“ zugeht. \*)

Weshalb ich das hier erzähle? Ich frage nochmals: Wo will es hin mit unsrer Kunst? Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben! Das klingt euch furchtbar altmodisch, nicht wahr? Hört endlich auf, euch in der peinlichen Unart zu gefallen, uns Probleme ohne Lösung zu geben, ja weniger als das, elende Tages-

\*) Übrigens ist das Stück wegen des gründlichen Exkurses über die Frauenhoserischen Linien als Hülfsbuch für den Physikunterricht zu empfehlen.

misere als Probleme aufzutischen. Freilich, ihr wollt die Wunden erst bloßlegen. Da seid ihr ja tüchtige Ärzte. Wenn die Kunst ihre Probleme nicht lösen kann, Gegensätze nicht versöhnen kann oder nicht wenigstens unlösbare Konflikte streng, ehrlich und gerecht zum klaren, unvermeidlichen Ziele führen, so ist sie keine Kunst. Auf die Frage: Was nun? den Vorhang fallen zu lassen, ist doch ein trauriges Bekenntnis. Gott schenke unsern Übermenschen recht bald wieder gesunden Verstand und unserm Volke eine gesunde Kunst!

...ohlgeboren. Nicht wahr, es nimmt sich herrlich aus, wenn ich auf einem vorgedruckten Formularbogen eine amtliche Mitteilung erhalte, und die Schreiberseele hat es vergessen, den kurzen leeren Raum vor dem vorgedruckten Euer ... ohlgeboren durch ein Hochw oder W auszufüllen! Ohne die Versicherung, daß man den Empfänger eines Schreibens für hoch-, hochwohl- oder wohlgeboren halte, scheint es im amtlichen und militärischen deutschen Reich gar nicht zu gehen.\*) Zwar wenn der deutsche Kaiser oder der König von Preußen an den Reichskanzler oder an einen Minister eine „Ordre“ erläßt, so heißt es einfach: „Ich beauftrage Sie“ oder „Ich überlasse Ihnen,“ geht aber ein Schreiben der Minister, der Oberpräsidenten, der Regierungspräsidenten oder der Landräte an die „nachgeordneten“ Behörden, so giebt es das schlichte „Sie“ nicht mehr; da werden Eure Excellenz, Euer Hochwohlgeboren und Euer Wohlgeboren gebeten, ersucht, beauftragt und gerüffelt.

Dieser Geborensensinn führt zu so lächerlichen Erscheinungen, daß man erstaunt sein muß, wie er sich bis in unsre Zeit herein hat erhalten können. Jeder Zivilist, der nicht so vorsichtig gewesen ist, sich adliche Eltern auszusuchen, ist von vornherein wohlgeboren — weniger kann er nicht sein. Aber unbekümmert um alle noch so ängstlich erhaltenen Standesunterschiede und Standesvorurteile ist in amtlichen Schreiben sowohl der Richter, als auch der subalternste Gerichtsdienner, der Postdirektor sowohl wie sein unterster Briefträger, der Gymnasialprofessor in derselben Weise wie der Schuldiener, und sie alle gleich dem armen Tagelöhner wohlgeboren; der siebzehnjährigste, eben aus der Kadettenanstalt entlassene Leutnant ist hochwohlgeboren, während der ergrauende Landrichter, der zum „Rat“ noch nicht „dran“ ist, bloß wohlgeboren ist.

Während der beschränkte Unterthanenverstand glaubt, daß wir nur ein mal und nur auf eine Weise geboren werden können, beweist uns der amtliche Sprachgebrauch, daß wir ohne Wissen und Willen der Mutter, die uns geboren hat, in höherm Lebensalter nachträglich noch um eine oder mehrere Stufen höher geboren werden können, als wir es ursprünglich waren. Die meisten „Studirten“ können ja bei genügender Lebensdauer dem Ratstitel oder der Verleihung des Rangs eines Rats soundsovieltler Klasse nicht entgehen, und mit dem Augenblick, wo dies geschieht, vollzieht sich an ihnen ein neuer Geburtsakt: sie werden aus Wohlgeborenen zu Hochwohlgeborenen gemacht. Damit ist aber das schönste, nach § 169 des Strafgesetzbuchs mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bedrohte Verbrechen begangen, denn es liegt ohne Frage eine vorsätzliche Veränderung der Geburts-, also der Personenstandsverhältnisse eines andern vor. Aber nicht genug damit, wir bringen es sogar

\*) Die einzige rühmliche Ausnahme, die mir bekannt ist, macht die freie und Hansestadt Lübeck, wo das Wohlgeboren, wenn auch nicht ganz unbekannt — dazu liegt Preußen zu nahe —, so doch ungebräuchlich ist. Gleichwohl ist dort die staatliche Autorität noch nicht ins Wanken gekommen, und Anzeichen des Verfalls sind auch noch nicht zu bemerken.

fertig, gleichzeitig auf zweierlei Weise geboren zu werden, gleichzeitig wohl- und hochwohlgeboren zu sein: der Bürgerliche, der es noch zu nichts gebracht hat, ist im gewöhnlichen Leben ein ganz gemeiner Wohlgeborener; ist er aber in seinen Mußestunden Offizier des Beurlaubtenstandes, so ist er in dieser seiner Eigenschaft hochwohlgeboren.

Wir lächeln überlegen und mitleidig, wenn wir aus Schriftstücken unsrer Altvordern ersehen, wie sie in Eingaben an Behörden eine Viertelfolioseite nötig hatten, um ihrer unbegrenzten Ehrfurcht vor den hochwohlweisen, hochgelahrten, hochachtbaren, besten und gestrengen Herren Ausdruck zu geben. Aber die Hand außs Herz, sind wir Lebenden besser, die wir die natürlichste und schlichteste Anrede vermeiden, um sie durch Ausdrücke zu ersetzen, bei denen man sich gar nichts denken kann und die sprachlich geradezu ein Unsinn sind?

Eine Erklärung für das Fortbestehen dieses Unsinnns kann man nur in folgendem sehen. Die Vorsteher und „Dezernenten“ der Behörden pflegen ihre Erlasse, Berichte und Verfügungen nur zu entwerfen und die Form der Reinschrift den Unterbeamten zu überlassen, die dabei eine Anzahl von Einzelvorschriften zu beachten haben. Diese Unterbeamten kommen gewöhnlich als kleine Kerle mit Elementarschulbildung auf eine Amtsstube und sind Lehrlinge. Außer dem „Wohlgeboren“ kommen ihnen eine Unmasse Ausdrücke vor, die sie zwar nicht verstehen, die ihnen aber ungeheuer imponiren. Haben sie nun erst einmal halbwegs den Sinn all der br. m., s. p. r., pro mund., Resol., sub A, cfr. supra u. s. w. kapirt, so kommen sie sich ungeheuer klug vor, und von all dem Zeug, das ihnen als der Inbegriff alles Amtlichen und Bornehmen erscheint, lassen sie dann nicht bis an ihr seliges Ende, wenn nicht einmal — ein Vorgesetzter ein Machtwort spricht.

Unter der Grenzbotengemeinde sind eine ganze Anzahl Herren, die „an der Spitze“ stehen und bei denen es gewiß nur einmal eines kleinen Anstoßes bedarf, um sie zu veranlassen, sich in ihrem eignen Bereich umzusehen und dergleichen alte Höpfe abzuschneiden. Die Welt wird deshalb wirklich nicht zu Grunde gehen. Aber auch die Privatleute, insbesondre die Geschäftsleute, sollten einmal in sich gehen. Des können sie gewiß sein, daß sich kein vernünftiger Mensch grämen wird, wenn er sich seine Hochwohlgeborenenheit nicht mehr von andern versichern zu lassen braucht.

Herrn Ingenieur P. Nyllich bitten wir um Angabe seiner Adresse, um seinen Brief beantworten zu können.

Die Redaktion



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig